Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 10

Artikel: Kleinigkeiten von einer Santorin-Fahrt
Autor: Wehrli-Frey, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667697

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleinigkeiten von einer Santorin-Fahrt.

Von M. Wehrli-Frey.

Samstag, den 7. September 1935.

Heute Mittag verlassen wir Athen und blicken nochmals nach der Akropolis hinauf. Die Tempelsäulen stehen durchsichtig vor dem hellblauen Himmel, ganz in goldenes Licht getaucht. Wir fahren auf der schnurgeraden neuen Straße zum glitzernden Meer hinaus. Zu beiden Seiten weichen Villen und Gärten einfacheren Häusern, bis wir am Strand, nach der Hafenstadt Piräus umbiegend, Flüchtlingsbehausungen entlang fahren. Hier redet jüngste Geschichte und Völkerschicksal zu uns. 1922 suchten Zehntausende aus Thrazien, Kleinasien und Armenien flüchtende Christen in Griechenland Zuflucht und eine neue Heimat. Sie konnten auch allmählig im Lande angesiedelt oder in einfachen Wohnkolonien untergebracht werden. Die letzten bewohnen heute noch ganze Gruppen oder einzelne Reihen provisorischer Bretterhüttchen. Ich konnte durch zwei offenstehende Türen einen flüchtigen Blick ins Innere werfen. Beide Stübchen enthielten Lagerstätte, Stuhl und Feuerstelle nebst einem Wandbrett, doch verrieten mir Einzelheiten die Verschiedenheit der Bewohner. Kaum etwas anderes beleuchtet das Innerste des Menschen so sehr wie die Wahl des Gegenstandes, den er an sich reißt, um ihn flüchtend mit seinem eigenen Leben zu retten:

Bilder hingen in beiden Häuschen, aber im einen stand auf dem Wandbrett unter einer gläsernen Käseglocke ein Küchenwecker, im andern lag auf dem Lager eine Geige — und ein Huhn saß daneben! — — —

Im sehr belebten Hafen von Piräus besteigen wir den kleinen Kursdampfer, der mit noch einem Schwesterschiff zweimal per Woche die Zykladen-Inseln im ägäischen Meer bedient. Wir wollen nach Santorin, was in direkter Fahrt in zirka acht Stunden zu erreichen ist, mit unserem Zick-Zack-Kurs die dreifache Zeit, auf der Rückfahrt sogar zwei Nächte und einen Tag benötigt. Zuerst fesselt einen die Ausfahrt aus dem Hafen ganz. Man sieht so viele große und kleine Dampfer und Segler aus allen Ländern. Erst wenn man am Leuchtturm vorbeigefahren ist, sucht man sich auf dem eigenen Schiff zurecht. Wir führen drei Klassen Passagiere und zwei Klassen Fracht und Poststücke, nämlich Waren und Tiere. Trotz wenig Platz fühlt man sich wohl, da sich alle Menschen freundlich helfen. Man wechselt ab mit den bequemeren Sitzplätzen. Nur die kleinen Schweinchen unter der Erstklaß-Treppe in ihrem von Koffern begrenzten Abteil sind intolerant und lassen den gefesselten Truthühnern keine Ruhe, so daß hie und da eines los kommt und dem ersten besten Passagier an den Kopf fliegt.

Im Speisesaal ist alles blitzblank. Die Kellner haben mit den Servietten den Staub von allen Simsen geschlagen, als ob sie Fliegen verjagen wollten. Vor den geöffneten Fenstern sind die Drittklaß-„Kabinen" auf dem Wandbänklein. Eine junge Mutter wiegt und stillt ihr Kleinstes, das größere Schwarzköpflein klettert auf Säcken und Fruchtkörben herum, und am Boden schläft der Mann. Anspruchsloses, gesundes Leben in warmer Seeluft!

Die Fahrt bei schönstem Wetter ist ein Vergnügen. Immer sieht man nah und fern mehrere Inseln und Fels-Eilande, fährt zwischen durch oder läuft bewohnte Buchten an. Dann ist der Dampfer umschwärmt von Booten, die Passagiere holen und bringen, aber hauptsächlich den Warenverkehr vermitteln. Die ganze Musterkollektion von Inselprodukten, meist landwirtschaftliche, ist zu sehen. Die Saison-Früchte: Trauben, Tomaten und Melonen, dann Kähne voll Warenballen oder Getreidesäcke. Am lautesten geht es zu, wo große Schweine, an den hinteren Beinen zusammengebunden, vom Kran hochgezogen, durch die Luft baumeln. Esel machen diese Luftreise bedeutend nobler auf Traggurten, Schafe und Ziegen marschieren über ein Brett, während das Hühnervolk als Federbündel neben Koffern und Taschen von Hand befördert wird. Fischlein wandern direkt zur Küchenlucke hinein.

Man wähnt sich allmählich auf der Arche Noah, besonders, wenn nachts zu allen Stunden friedlich die Hähne an Bord krähen, ob die Wellen leise an die Wand plätschern oder durch das runde Fenster hereinklatschen. Tag und Nacht versieht das Schiff und die Mannschaft getreulich ihren Dienst, läßt die Ankerkette abrumpeln, ladet aus und ein.

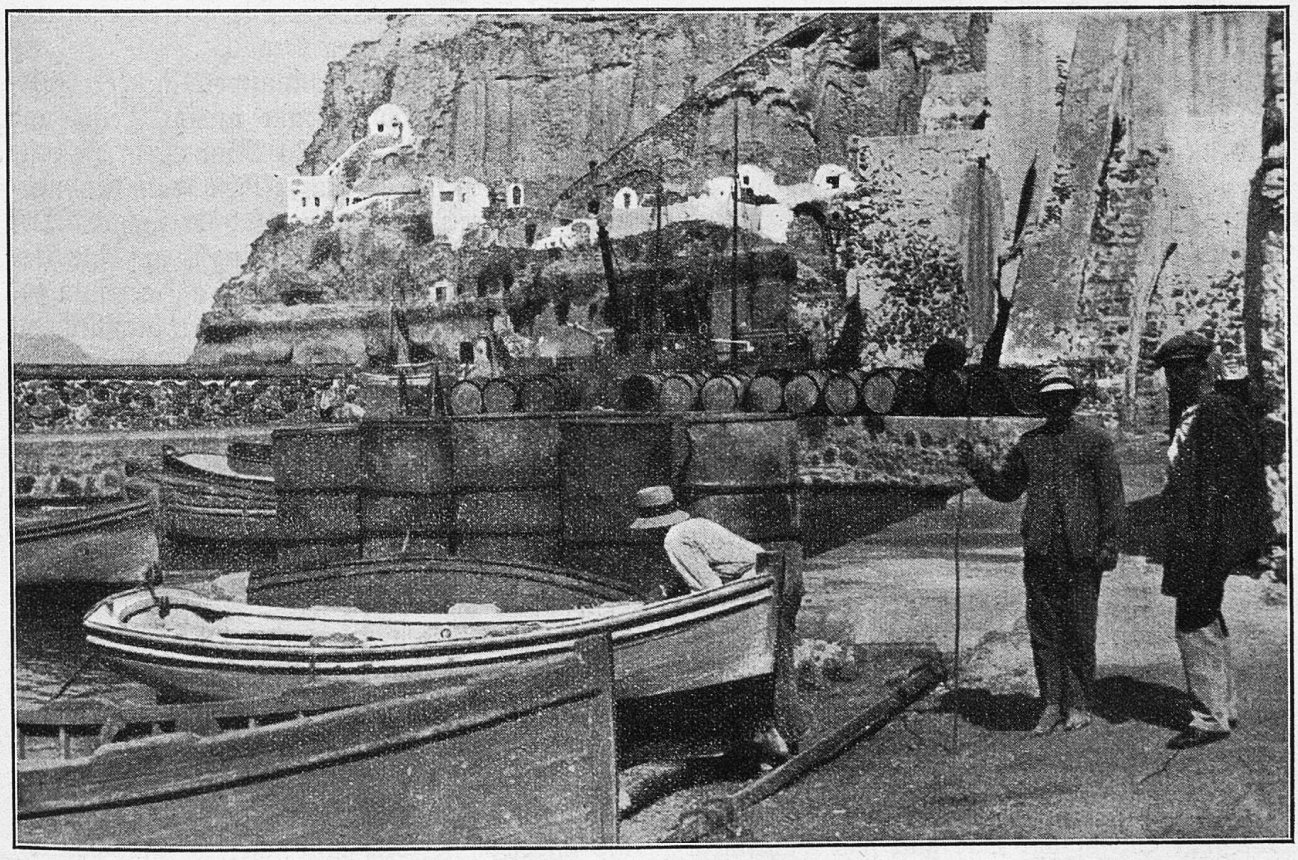
Das Klima auf den Inseln muß sehr angenehm sein mit der abendlichen kühlen Brise. Die Athener benutzen aber auch eine der hübschesten, Syra mit der Stadt Hermupolis, als Sommerfrische. Sie hat ziemlichen Handelsverkehr, und am inneren Hafenquai spielt sich reges, fröhliches

Kurleben ab. Man hört Musik, sieht große Cafés mit ihren Tischreihen auf der Straße, viele Hotels, hübsche Gondeln und Badeplätze. Auch Landhäuser im Grünen um die Stadt herum, die sich selber mit über 20 000 Einwohnern in zwei Zipfeln weiß den Berg hinauf lagert bis zu einer oben dominierenden Kirche.

Die Mehrzahl der Zykladen-Inseln sind aber sehr bescheiden: Ein Häuflein Häuser, die um ihre Kirche sitzen, oder ein paar hübsche Windmühlen und zerstreute Höfe mit Bäumen in Tälchen und Mulden, die durch ihr Grün einige Feuchtigkeit verraten. Sonst stützen Mäuerchen mühsam die Erde für Rebberge und Äcker zu kleinen Terrassen am unteren Teil der kahlen Berge. Auf den höchsten Punkten stehen Klöster, Kapellen oder Leuchttürme.

Die Insel-Griechen scheinen mir viel weniger aufgeregt als die Festlandbewohner. Zwar verstehen wir das Neugriechisch nicht, aber in Athen reden die Leute nicht nur mit Händen und Kopf, sondern nehmen Hals und Achseln auch dazu und arrangieren wegen Bagatellen ganze Volksaufläufe, wenn es nicht gar zu Tätlichkeiten kommt. Da könnte jener Pariser auch gelassen sagen: c'est la chaleur!, denn es waren wirklich 38 Grad. Viele Griechen verstehen zum Glück für uns Französisch, das in den Schulen gelehrt wird. Man sieht sehr viel schöne Menschen unter ihnen. Oft möchte man am liebsten einen Jungen oder ein junges Mädchen gleich auf einen Marmorsockel stellen, oder man glaubt in den Straßen den Marmorstatuen begegnet zu sein.

Bei Tisch lernte ich eine Griechin kennen, deren verstörtes Aussehen mir auffiel. Nach ein paar teilnehmenden Worten erfuhr ich, daß sie von der Insel Naxos komme, wo sie ihren Vater umbestatten ließ und noch ganz unter dem frischen Eindruck dieser Lokalsitte stand. Auf den Inseln dürfen die Toten nicht länger als drei Jahre in der Erde ruhen, dann werden sie ins Meer versenkt, wenn die Angehörigen nicht eine andere endgültige Beisetzung vornehmen lassen. Diese verlangt, daß die Gebeine ausgegraben, in geweihtem Rotwein gewaschen und drei Tage an der Sonne gebleicht werden, um dann, mit priesterlichem Segen und Weihekerzen versehen, im eigenen Mausoleum bestattet zu werden. Wie schmerzlich solche Bräuche auszuführen sein müssen für weibliche Familienangehörige, kann man sich denken. Das Entsetzen lag noch in den Augen des Mädchens.



Santorin. Hafen von Phira, gegen Norden. Phot. Dr. Leo Wehrli, Zürich.

Sonntag. Wir nähern uns langsam dem Ziel unserer Wünsche. Santorin ist in Sicht. Je näher wir kommen, um so deutlicher erkennen wir die einzigartige Gestalt dieser Vulkan-Insel. Ich möchte sie vergleichen mit einer eingetauchten, halbgefüllten, riesigen Gugelhopfform. Aus dem hohen äußeren Rand sind zwei Stücke gebrochen, durch deren Lücken das Meer eindrang und den Mittelkegel völlig umspült. Unser Dampfer fährt durch die Nordlücke ein. Wir sehen uns gespannt im inneren Rund um. 12 Kilometer Durchmesser Wasser, umfangen von blauschwarz und rostbraun gestreiften Steilwänden, die sich schroff bis zu 250 und mehr Meter Höhe erheben. Der höchste Punkt der Randinsel, St. Elias-Berg mit Kloster, liegt sogar 560 Meter über dem Meer. Die Lava-Felsen sinken mit der gleichen Steilheit an der Innenseite der Insel unter das Wasser hinab, so daß die eingefahrenen Dampfer nicht Anker werfen können. Sie müssen bei starkem Wellengang an Bojen festgemacht werden, die ihrerseits an 2—300 Meter langen Ketten im Kratergrund verankert sind. Ein vorhergehendes Kursschiff glaubte, nicht an der Boje festlegen zu müssen und wurde, von einer unerwarteten Dünung überrascht, gegen die kleine Ufermauer geworfen, wo ein mit Salz beladenes Schiffchen zum Glück als Prellbock diente, dabei aber zerdrückt wurde.

Die Stadt Thera oder Phira (2000 Einwohner) sitzt mit noch zwei kleinen Orten als blendend weißer Kranz kühn zu äußerst auf dem Kraterrand und guckt mit ihren Tonnen- und Würfelhäusern zwischen Treppen und Mäuerchen lächelnd auf uns herab, ohne daß wir vorläufig wissen, wie man hinauf gelangt. Wir haben die widersprechendsten Auskünfte über Unterkunftsmöglichkeit in Thera erhalten und an ein Hotel „Vulkan" um Zimmer für einige Tage telegraphiert.

Wie wir uns dem eng an die Felswand gedrückten kleinen Hafen nähern, lösen sich ein paar Schiffchen vom Ufer und fahren uns entgegen, bis der Dampfer stillsteht. Die schiefe Treppe wird herabgelassen, und das übliche Geschrei und Drängen beim Aus- und Einbooten auf schwanker Standfläche beginnt. In einem der Boote steht neben dem Ruderer ein weißgekleidetes, zappeliges Männchen, winkt mit dem Hut und ruft immer zwei Worte, die wir anfänglich als vermeintliches Griechisch überhören, nämlich: professeur Sürjjjjggg! Das galt sehr wahrscheinlich meinem Mann, der auf dieser Balkanreise schon oft umgetauft wurde. So konnten wir zum Beispiel kürzlich im Hafen von Konstantinopel nicht aussteigen, weil trotz stundenlangem Anstehen unsere Pässe im Bordbureau nie an die Reihe kamen beim Aufrufen der Namen. Als vom ganzen Schiff nur noch wenige Menschen dastanden, hörten wir deutlich: Monsieur Leo Oguste! — Darauf hatten wir allerdings vorher nicht geantwortet.

Dieses Erlebnis kommt uns jetzt zugute, und wir begeben uns schnell in die Obhut unseres Zappelmännchens und werden rührend geschäftig betreut. Es ist der Hotelier, der uns trotz vendange abholt. Er hält am Ufer gute Reitesel und ein Gepäcktier bereit, um den steilen Zick-Zack-Treppenweg nach Thera hinauf zu reiten.

Mit uns ist noch ein junges, reserviertes Schweizer-Pärchen ausgestiegen mit Globetrotter-Allüren. Die Dame trägt ein blaues, kurzärmeliges Leibchen zu weißen Strandbeinkleidern, der Herr Sporthemd, Pumphosen und Löchlistrümpfe, als Gepäck einen Brotsack und eine gerollte Decke umgehängt. Da die Leutchen unangemeldet angekommen sind, müssen sie sich zufällig herumwartender Esel zum Aufstieg bedienen und reiten auch schon stolz vor uns den Pfad hinauf, — aber schon bei der zweiten Kehre liegen Reiter und Zufallsesel am Boden. Die Fürsorge unseres Wirtes hatte also guten Grund.

Der Reitweg ist sehr kunstvoll an der Felswand angelegt. Die Sonne brennt heiß, und wir sind froh, nach etwa 20 Minuten in die erste schattige Bogengasse einzuziehen, von den neugierigen Bewohnern freundlich betrachtet. Der Wirt hat uns beim Auftritt längst auf die Begrüßungsflagge an seinem Hotel aufmerksam gemacht, und unter der Eingangstür bewillkommt uns, rosig lächelnd, sein hübsches Töchterlein. Das Haus steht zu äußerst an der Rampe mit „unverbaubarer" Aussicht, in drei Stockwerken mit Terrassen hoch getürmt. Als Dachfirst zwei Tonnengewölbe, und das Ganze schneeweiß getüncht. Die Räume sind sehr hoch und angenehm kühl in diesem „Vulkan". Wir stehen hoch über dem Meer und sehen die Rauchfahne unseres Dampfers weit draußen verschwinden. Man übersieht von hier oben den Kratersee prächtig und die kleine 2—3 Kilometer Durchmesser haltende Schlot-Insel in der Mitte, Kaimene (die Verbrannte) genannt, die sich etwa hundert Meter aus dem Wasser erhebt. Das Bild ist so fesselnd als ungewohnt. Wir unterscheiden ganz deutlich die verschiedenen Lava-Ergüsse sowie Kegel und

Phira. Treppenterrassen mit Ausblick auf Kimeni und Therasia. Phot. Dr. Leo Wehrli, Zürich.

Trichter der letzten Eruptionen vor acht Jahren. — Als der Wirt merkt, daß uns der feuerspeiende Berg sehr interessiert, stellt er uns bereitwillig seine Aufzeichnungen und sein Material an Karten usw. zur Verfügung. Wir begleiten ihn zu dem Zweck in sein Bureau. Dieses ist in einem kleinen Hofraum nicht sehr Vertrauen erweckend untergebracht. Der Mann greift dort von einem Regal einen verstaubten Haufen selbstgeklebter Mappen aus Zeitungspapier herunter. Sieht im „Register", das mit Blau- und Rotstift übersichtlich geführt ist, nach, und legt uns gleich die richtige Mappe vor. Wir sind höchst erstaunt und erfreut und erkundigen uns gleich, ob man das Kraterzentrum besuchen könne. Der Wirt verspricht liebenswürdig für den nächsten Morgen einen ortskundigen Burschen als Führer und Bootsleute zu besorgen. Während die Herren den Ausflug besprechen, entschuldigt sich die Frau Wirtin fortwährend wegen der „Unordnung" im Studio ihres Mannes, das sie nie aufräumen dürfe! Partout comme chez nous, denke ich, und begleite die Frau auf einen Gang durchs Haus. Sie haben es vor zwei Jahren „nach eigenen Zeichnungen" erbaut. Es bietet Raum für 8—10 Gäste und hat elektrisches Licht von einer mit Gasolin betriebenen Station wie die ganze Stadt. Das Licht geht aber 1 Uhr nachts aus bis um 7 Uhr morgens, so daß man Kerzen oder Reservelampen braucht. Das Wasser ist rar und kommt aus Pumpbrunnen. Trotzdem besitzt das Hotel ein Bad und stellt reichlich Wasser in Kannen bereit. Wir haben sogar als Extra-Komfort ein Gießfaß an der Wand unseres großen Zimmers. Die Wirtin zeigt mir Geschirr- und Wäscheschränke und klagt in beweglichen Worten über die Dienstboten, deren Kinder man auch gleich ins Haus nehmen und hüten müsse. Es sei unglaublich schwer, den Leuten hier Zivilisation beizubringen. Sie stehe neben jeder Arbeit, sogar bei der Wäsche, sonst komme sicher ein Tisch- und ein Bettuch zusammen in den Topf. Bei solchem Übereifer begreife ich allerdings die pädagogischen Ärgernisse.

Gar lieblich sind die beiden Wirtstöchterlein, die uns mit Stolz das goldene Buch ihrer Gäste präsentieren. Es ist schon recht stattlich angefüllt mit Namen von Gästen, die mit den großen Touristendampfern für ein paar Stunden nach Santorin kommen. Wir blättern in dem Buch und

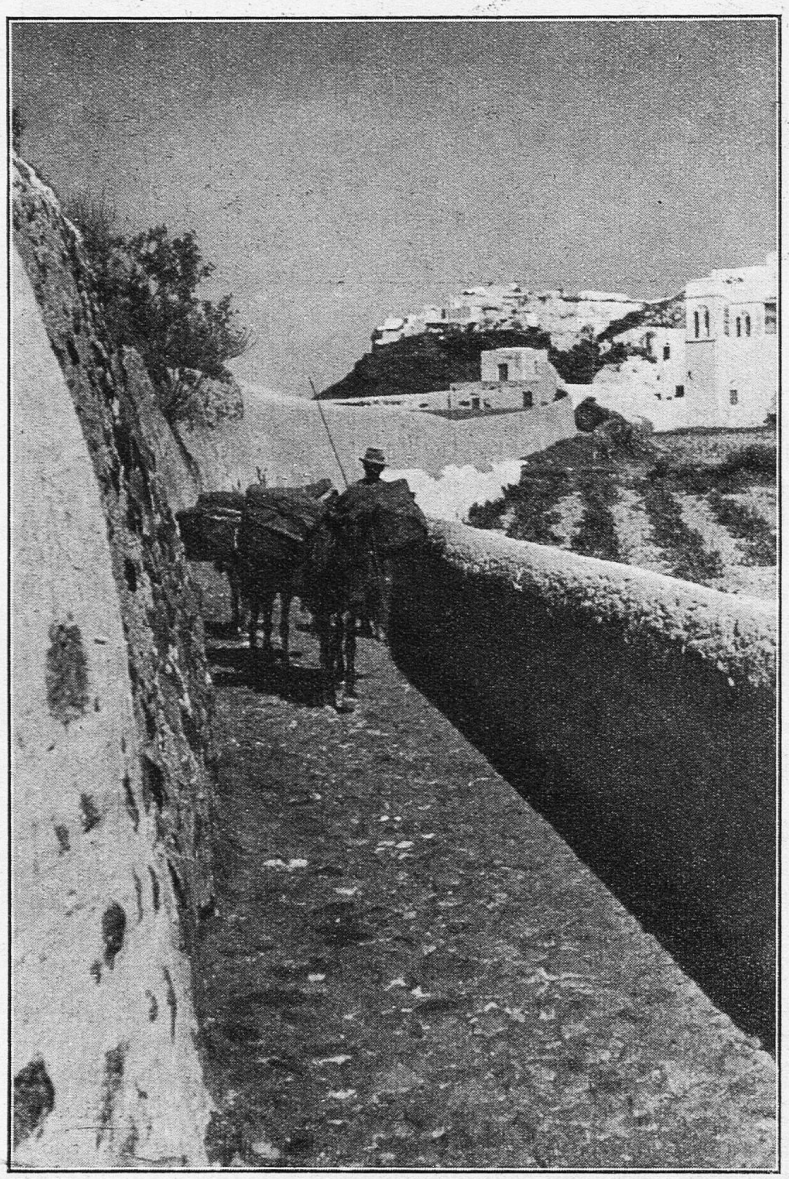
begegnen überall begeisterten Worten über diese eigenartige Insel. Auch das hübsche Wirtstöchterlein hat's vielen angetan, wie die berühmte Gilberte de Courgenay:

Voir Santorin et Jeannette — et puis mourir!

Es steht aber auch auf einer Seite:

Le vin de Santorin — vous rend un peu coquin!

Dieser besungene Wein wächst auf der sehr fruchtbaren Ebene, die sich im Gegensatz zum inneren, kahlen Felsabbruch, wie ein grüner Mantel um die Schultern der Insel legt und sanft zum äußeren Meer absinkt. Eine gute Stunde weit kann man Reben und Fruchtfelder ausgebreitet sehen. Eine einzige Seitenrippe zieht noch in den St. Eliasberg hinauf, an dessen äußerem, östlichem Abhang in Emporion interessante archäologische Ausgrabungen gemacht werden. Es braucht einen mehrstündigen, ziemlich mühsamen Ritt von Thera bis dorthin. Jeder Transport auf der Insel wird mit Tragtieren besorgt. Ich sah noch kein Rad, dagegen gibt es sicher Tausende von Eseln, welche in ihrem kurzen geduldigen Trab auf den staubigen Wegen, die seit drei Monaten keinen Regen bekamen, die ganze Ernte einbringen. Sie gehen auch treppauf und -ab in der sauberen Stadt und hausen im Sommer in Hofräumen, die gerade so weiß aussehen wie die Gartenhöfe. Fast jedes Haus hat hinter irgend einem Mäuerchen seinen Garten oder doch ein paar Blumentöpfe. Vor der Kirche und dem Gemeindehaus blühen dunkelrote und weiße Oleanderbüsche, und im Frühjahr werden gewiß auch die Trockenpflanzen in den heißen Felsen mit Blumen leuchten.



Santorin. Mérovigli mit Trauben-Maultiertransport von Norden.
Phot. Dr. Leo Wehrli, Zürich.

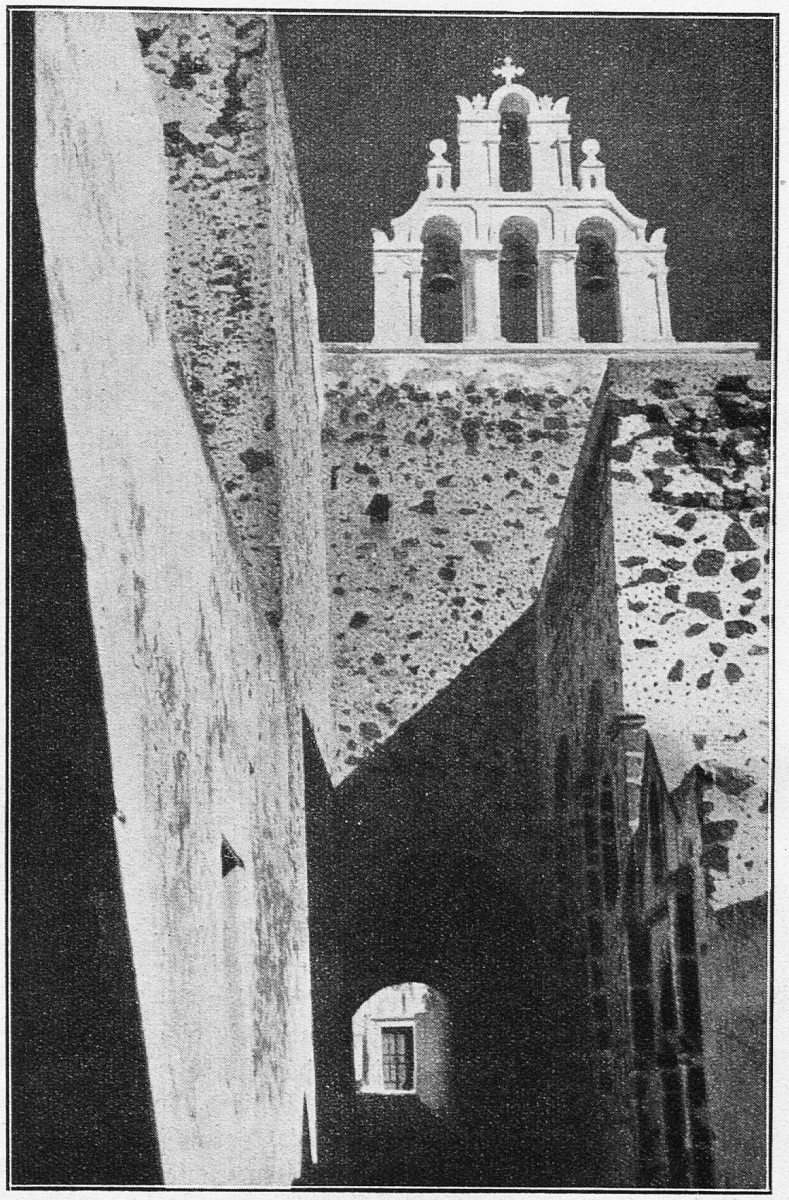
Das Städtchen Thera und nördlich Merovigli hängen zusammen. Es läuft ein einziger Weg auf der obersten Kante. Selten ist Platz für mehr als zwei Häuserreihen oder eine Kirche oder Schule. Ängstlich wird vermieden, auf den fruchtbaren wertvollen Ackergrund zu bauen. Die Gebäude stehen alle am innersten Rand des Kraters, sogar mit Stütz- und Strebebogen, gemauert und gewölbt kleben sie an der obersten Kraterwand hinunter.

Das Baumaterial hier sei sehr günstig und werde schnell so hart wie der Fels selber. Man sieht auch keine zerfallenen Mauern, aber große gelbweiße Wunden von Steinbrüchen. Dort gibt es auch die einzige Spur von Industrie in einer kleinen Fabrik von Terracotta-Waren. Dagegen wird das Rohmaterial der Brüche zur Bereitung von Klinkerplatten, „Vim"-Putzpulver usw. reichlich ausgeführt. Wir lassen uns vom Ingenieur-Architekten seine einfache Steinbrech-Methode erklären. Die 50 m hohe, offene Bimsstein-Bruchwand wird etwa 12 m tief so geschickt in kurzen Abständen untergraben und ihrer stützenden Unterlage beraubt, daß sie durch ihre eigene Schwere mit Pfeifen und Krachen zur Tiefe fährt, ein natürliches Couloir benutzend. Große Brocken fliegen zur

Seite, und der Schutt wird sortiert in Silos unten aufgefangen. Meist täglich führt ein Zweitausend-Tonnen-Lastschiff Material fort, doch ist jetzt eine Steinmühle am Uferfelsen projektiert, um die hohen Transportspesen nur noch für fertigen Steinsand zu entrichten.

Es ist Abend, und die Nacht wird kühl und klar. Am Himmel glänzen die heimatlichen Sternbilder auch über dieser fremden Welt. —

Der nächste Tag bricht rosig an. Wir frühstücken auf unserem Balkon in der Sonne. Der frische Nordwind bläst an den Steinbruchwänden Staubwolken hoch, wie bei uns Schneefahnen im Hochgebirge. Das tiefblaue Meer kräuselt sich, während wir uns zur heutigen Exkursion nach dem Kraterzentrum rüsten. Der versprochene junge Führer steht bereit und sieht uns treuherzig an. Er spricht zwar nur griechisch, aber er weiß, was wir sehen möchten. So gehen wir gemeinsam den steilen Treppenweg die 250 Meter hinab zum kleinen Hafen. Die Wellen sind aus der Nähe besehen respektabel geworden. Zwei kräftige Männer erwarten uns und lösen ihr Schiff vom Ring an der Mauer.



Phira. Glockenaufsatz über Bogenmauer.
Phot. Dr. Leo Wehrli, Zürich.

Wir steigen ein und setzen uns nebeneinander aufs Bänklein ganz hinten. Die beiden Ruderer nehmen die vorderen Sitzbretter ein, und der Führer handhabt sein Ruder stehend als Steuer. Zuerst fahren wir einige Bootslängen im Schutze der Felswand, dann müssen wir hinaus, da wir etwa vier Kilometer zu durchqueren haben bis zur Insel Kaimenie hinüber. Unsere Jolle fängt an zu schaukeln, wird hochgehoben und saust dann wieder in ein Wellental hinab. Die nächste Welle wirft uns ihren Schaum ins Gesicht. So geht's fort durchs ganze Labyrinth von Wasserberg und Tal. Man glaubt oft gar nicht vom Fleck zu kommen. Mein Kleid klebt schon lange klatschnaß am Leib. Doch unser gute Führer wirft mir in einem günstigen Moment seinen gestreiften Rock über, in den ich in einer anderen Situation kaum geschlüpft wäre. Jetzt aber überzieht er mich mit einem Gefühl warmer Geborgenheit, und ich beginne interessiert der umsichtigen Steuerung des jungen Mannes zuzusehen, der mit Rufen die Ruderer kommandiert. Wir erreichen nach vierzig Minuten, trotz aufragenden Felsenklippen, die winzige ruhige Bucht am Krater-Inselchen. Gerne springen wir aus dem Schiff auf einen Stein am Ufer und merken hier im Windschatten, wie warm die Sonne scheint. Zuerst werden Zigaretten verteilt und das Boot festgemacht, dann das hellgrüne Wasser in der Bucht gemessen. Es hat 34 Grad. Dieser Platz werde daher gerne zum Waschen der Schiffe benutzt.

Unsere zwei Ruderer legen sich im Boot aufs Ohr, während wir drei, der Führer voran, zu steigen beginnen. Die lockeren, kleinen Schlacken-

brocken weichen unter den Tritten aus und machen das Gehen beschwerlich. Der Boden wird warm, und aus den Ritzen steigt flimmernd heiße Luft. Es riecht unangenehm nach Schwefel, aber der Wind führt uns immer frische Luft zu. So gelangen wir bis auf den Rand der jüngsten Trichter, deren Innenwände von gelben und rötlichen Sublimationen bunt gefärbt sind. Wir füllen uns davon die Taschen und wandern von einem Kegel zum andern über verschiedenaltrige Lavaergüsse und Erdbebenklüfte. In eine heiße Spalte stoßen wir mit dem Stock ein Zeitungsblatt hinab, das alsbald in Flammen aufgeht. Bis zu glühender Lava sieht man nicht, aber das Quecksilber im Thermometer schoß so schnell, in die Spalte gehalten, auf hundert Grad hinauf, daß wir es schleunigst vor dem Zerspringen retten mußten.

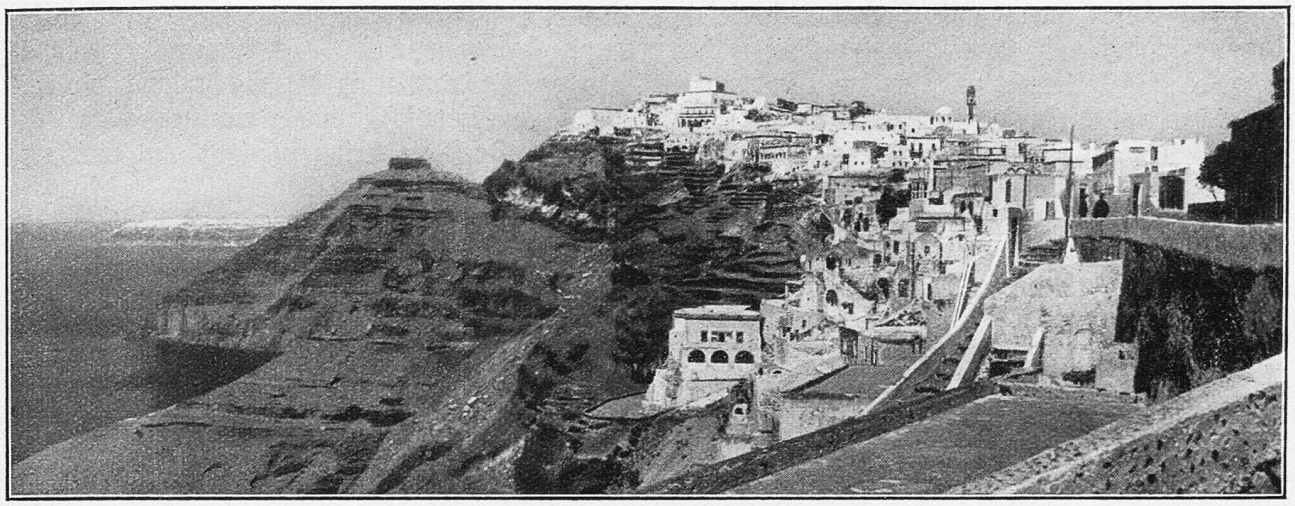
Man hatte mir erzählt, diese noch oft rauchende Kratermitte sei die reinste Darstellung von Dantes Hölle. Nein, — die erlebten wir zehn Tage später tief unter der Erde, in schaurigen dunklen Abgründen, bei Fledermäusen und unsichtbarem Wassertosen in tiefster Finsternis (St. Canzian). Aber hier ist hellster Sonnenschein über einer kleinen neuen Erde, die seit einigen hundert Jahren aus dem Wasser herauswächst. An einigen Stellen, wo die Oberfläche schon abgekühlt und verwittert ist, sprießen bereits bescheidene Pflanzen auf dem Steinreich. Mich ergreift dies Lebenswunder, das sich hier so dicht am feuerflüssigen Magma begiebt, so voll Lebenswille, obschon jederzeit die Vernichtung wieder aus dem wasserumspülten Schlot aufsteigen kann.

Nach anderthalbstündiger Wanderung kehren wir wieder zu dem kleinen Landeplatz zurück. Wir müssen unsere Schuhe ausschütten, weil scharfe Steinchen hineingekommen sind, und sehen, daß alle vier Sohlen zerrissen wurden. Die schlafenden Ruderer werden geweckt. Sie geben uns gleich vorsorglich ihre Jacken über unsere schon wieder getrockneten Kleider anzuziehen, denn bald geht der Wellentanz wieder los, und wir werden nässer als zuvor. Die Rückfahrt dauert fast eine Stunde. Unsere Nußschale schwimmt immer obenauf. Durch einen geschickten Ruderschlag oder eine Drehung schlüpfen wir zwischen den Schaumwellen durch, so daß uns selten eine richtig erwischt. Dann allerdings meist ein paar nacheinander, so daß wir uns festhalten am Schiffrand. Doch landen wir glücklich wieder da, wo wir vor einigen Stunden abgefahren sind.

Nun besteigen wir die erstbesten oder schlechtesten Esel, das großmütige Angebot eines uns ganz fremden Herrn ausschlagend, der uns liebenswürdig sein schönes Reitpferd leihen will. Es ist kein Vergnügen auf den „Sätteln", die aus einigen Holzlatten bestehen, den steilen Weg nach Thera hinauf zu reiten, und ich mache die letzten fünfzig Meter zu Fuß. Droben gibt es einen griechisch-schweizerdeutschen Streitfall über den Preis der famosen Reit-Esel. Wir überlassen das Pourparler unserem wohlwollenden Wirt, der uns nachher hoch und heilig schwur, er werde Anzeige erstatten und feste Tarife verlangen, daß man seine Gäste nicht überfordern dürfe.

Sonst trafen wir nur gefällige Menschen auf Santorin. Immer begleitete uns schnell jemand, wenn wir Postkarten suchten oder nach dem Weg fragten. Kinder schenkten uns Trauben oder Blumen und grüßten zutraulich. Im Ort gibt es einige Magazine mit den nötigsten Lebensmitteln, eine Apotheke, Coiffeur und Uhrmacher. Natürlich ist auch das, in ganz Griechenland staatlich vor Maschinen geschützte, Schusterhandwerk vorhanden. Die Landleute gehen zwar meist barfuß, aber die Propriétaires nicht. Man sieht es ihren schönen Häusern an, daß die fruchtbare Insel Besitz schaffen kann. Auch die beiden Kirchen sind sehr stattlich, und im würdigen Herrn Curé lernten wir einen Geistlichen von so hoher weltgewandter Kultur kennen, wie wir auf diesem abgelegenen Eiland nicht erwartet hätten. Die Schulen sind meist in Klöstern untergebracht.

Das wichtigste Landesprodukt ist sicher die Weintraube. Auf allen Wegen kommen schwerbeladene Eselzüge zu den Trotten. Es gibt eine Genossenschaft, die die kleinen Pächter umfaßt und ihnen zu einem guten Preis des Weines verhilft. Wir besuchen diese Trotte in den Rebfeldern draußen. Die Trauben liegen in Haufen dabei, und jeden Korb, der zugeschüttet wird, zählt der Obmann für seine Buchführung. Die nacktfüßigen Männer schaufeln die Trauben in die Presse, und der Saft läuft durch Schläuche in die Fässer des Kellerraumes. Auch liegt ein Teil der Trauben, wie wir es überall auf den flachen Hausdächern sahen, an der Sonne ausgebreitet, damit sie halb gedörrt mit ihrem konzentriert süßen Saft die Qualität des Weines noch erhöhen. Der Vulkan-Wein von Santorin genießt mit Recht seinen guten Ruf und wird nie geharzt wie der griechische Wein auf dem Festland.



Panorama des Städtchens Phira, aus der Mitte gegen Norden. Links hinten Phinikia.
Phot. Dr. Leo Wehrli, Zürich.

Es wachsen auch reichlich Tomaten und Feigen hier, und als Getreide Gerste, die auf runden zementierten Plätzen im Feld ausgedroschen und nachher in den Windmühlen gemahlen wird. Diese malerischen Mühlen sieht man von weitem auf der fast baumlosen Insel. Es sind runde kalkweiße Türmchen mit spitzem Strohdach und großem Flügelrad, dessen einzelne Stoffbahnen um die Radspeichen gewickelt sind, wenn die Mühle nicht läuft. Oder das Windrad wird bei Nichtgebrauch wie ein geschlossener Regenschirm unters Dach gesteckt.

Auf unseren Streifzügen gelangten wir nicht bis zu den äußeren Zipfeln unserer halbmondförmigen Insel. Es hätte immer Märsche von 3 bis 5 Stunden gebraucht. Man sieht noch zwei, drei kleine, weiße Ortschaften, die wahrscheinlich nicht wesentlich anderes bieten als Thera mit seiner näheren Umgebung. Ziegen knabbern an den abgeernteten Weinstöcken, Knaben treiben die Esel mit Stöcken an, und Mädchen tragen Brot zu den Winzern. Am fesselndsten für uns sind aber immer wieder die exponierten Wege auf der Kante und am inneren Kraterrand mit der unvergleichlichen Aussicht, nach der einen Seite über die weite fruchttragende Ebene hinaus, nach der anderen über die schroffen gerissenen Wände hinab zum tiefblauen Meer und hinüber zum kleinen heißen Mittelinselchen Kaimenie. Wir können uns fast nicht trennen von dem Bild, trotzdem unsere Zeit abgelaufen ist.

10. September. Am Abend soll wieder ein Kursdampfer kommen. Thera verkehrt telegraphisch mit der übrigen Welt und besitzt auf der Insel kein Telephon. Man hat ja Zeit, einander einen Zettel oder eine Botschaft zu senden. Wir fragen in der Agence nach der Ankunftszeit des Dampfers und bekommen die Antwort: zwischen 10 Uhr abends und 5 Uhr morgens.

Also rüsten wir zum Aufbruch. Wir müssen noch Patenkinder photographieren und beim Abschiednehmen das Wiederkommen versprechen. Länger als gegen 11 Uhr wagen wir nicht in der Stadt oben zu warten und nach dem Schiff auszugucken. So machen wir uns vor Lichterlöschen mit unserem Gepäck-Esel auf den Weg. In jedem Schatten schläft ein Mensch oder ein Tier. Es ist friedlich still. Drunten am Ufer leuchtet aus einem Kellergewölbe Licht zur Tür hinaus. Es kommt von einer Kerze, die in einem Flaschenhals steckt und ladet uns ein, hier zu warten. Erst sitzen wir eine Stunde draußen neben der Tür, dann auf alten Strohstühlen an einem rohen Tisch im windgeschützten Kellerraum drinnen. An der Wand hängt ein trockener Dornbusch, der die Fliegen anzieht, und rundum bunte Farbdrucke mit Szenen aus Wilhelm Tell. Ein freundlicher Mann braut beständig in einem kleinen Seitengewölbe im dreibeinigen Kännchen türkischen Kaffee, den er in papierdünnen Täßchen serviert. Wir vertreiben uns die Zeit mit plaudern und helfen einem Kätzchen bei seiner Käferjagd. Der Inselgeist hat schon richtig von uns Besitz ergriffen. Wir lassen die Nacht in gelassenem Gleichmut verstreichen und horchen überrascht auf, als nach 3 Uhr die Stimme des Dampfers die Stille durchbricht und seine Lichter auf den Wellen daherkommen.

Auf einmal wird's überall lebendig. Ein Mann

fährt zur Boje hinaus und klettert mit seiner Laterne hinauf, um dem Dampfer Lichtzeichen zu geben. Ich erkenne plötzlich im Halbdunkel die Augen und die gestreifte Jacke unseres guten Führers, der irgendwo unser Gepäck gehütet hat und uns jetzt in seinem Boot sicher auf das nächtliche, schwankende Schiff und die hohe Schiffstreppe hinauf geleitet. Nach kurzem Händeschütteln verschwindet er in der Nacht, und wir entgleiten im Mondschein dieser märchenhaften Kraterwelt. Doch die Erinnerung ist mit uns und flüstert leise auf Wiedersehn!

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen:
Doch hält mir diese Kunst nicht stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen:
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Alteclere."

Dann sprach der schlimme Ganelon,
(Er sprach es nur verstohlen):
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter:
Komm, liebster Heiland, über das Meer,
Und führ uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst getan:
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimes diesen Ausspruch tat:
„Schon vielen riet ich heuer:
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer."

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen."

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den roten Wein
Als Wasser aus dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Äß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß,
Er hat kein Wort gesprochen:
Er lenkt' das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Ludwig Uhland.

Jahreszeiten in Griechenland.

Von Emanuel Geibel.

Abdruck aus: Emanuel Geibels Jugendbriefe, Verlag Karl Curtius, Berlin 1909. Die Briefe sind an Geibels Mutter gerichtet. — E. Geibel (1815—1884) weilte in den Jahren 1838—1840 in Griechenland; er war in Athen als Lehrer im Hause des russischen Gesandten Fürsten von Katakazis tätig. Die Schönheit des Landes und der Verkehr mit seinen Freunden, vor allem mit Ernst Curtius, ließ ihn manche Unerquicklichkeit in seiner Tätigkeit so sehr vergessen, daß er die Jahre in Griechenland zu den reichsten seines Lebens rechnete. August bis September 1838 unternahm Geibel mit Ernst Curtius zusammen eine Inselreise im Ägäischen Meer.

Ja, Griechenland ist schön, namentlich jetzt, wo der Herbst in goldenem Sonnenduft Abschied nehmend über die rötlichen Berge zieht. Die brennende Sommerhitze ist vorüber, einzelne Regentage haben mit rauschenden Güssen das Land erfrischt; in den Tiefen grünt es aufs neue. Mit